



MARCEL  
PROUST  
BRIEFE  
1879 – 1922

SV



Marcel Proust  
BRIEFE

Zwei Bände  
Herausgegeben, ausgewählt und kommentiert  
von Jürgen Ritte  
auf der Grundlage der Briefedition von Françoise Leriche

Aus dem Französischen von  
Jürgen Ritte, Achim Russer und Bernd Schwibs

Band 1:  
Briefe 1879-1913

Suhrkamp Verlag

Titel der Originalausgabe: Marcel Proust, *Lettres (1879-1922)*. © Plon, 2004

Die vorliegende Ausgabe wurde gefördert von der Dr. Speck Literaturstiftung



Erste Auflage 2016

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42540-4

## INHALT

## Vorwort:

»Ich glaube nicht an Briefe, die nicht ankommen ...« Marcel Proust  
und seine Korrespondenz 7

Editorischer Bericht 22

Siglenverzeichnis 33

Chronologie 36

Briefe 1879-1913 mit Kommentar 79



»ICH GLAUBE NICHT AN BRIEFE, DIE NICHT ANKOMMEN ...«  
MARCEL PROUST UND SEINE KORRESPONDENZ

Von Jürgen Ritte

Gegen Ende des Jahres 1920, am 28. Dezember, schrieb die Duchesse Elisabeth de Clermont-Tonnerre einen offenbar längeren Brief an Marcel Proust, der uns leider nur in einem kleinen Ausriss bekannt ist<sup>1</sup>. Darin ist die Rede von der Taufe des fünften Kindes ihres Halbbruders, des Duc de Guiche, bei deren Gelegenheit Robert de Montesquiou von zwei Uhr bis acht Uhr (!) mehrere Reden gehalten haben soll, die, so die Briefschreiberin, für den glücklichen Vater ungleich »anstrengender waren als die Niederkunft des Kindes für die Mutter«. Diese Art von *médiasance*, oder vulgo: von Klatsch, in dem man sich über andere, hier den redseligen Montesquiou, mit einer gehörigen Portion Esprit lustig macht, ist schönster Pariser Salonstil. Der zu dieser Zeit schon oft ans Bett gefesselte Proust bezeichnete denn auch, als er der Duchesse zwei Tage später für die Epistel dankte<sup>2</sup>, diese Erzählung als einen »veritablen Watteau«, eine *Fête galante*, die eines Paul Verlaine würdig sei. Es war dies eine seiner üblichen Übertreibungen, eines dieser Komplimente, um die er selten verlegen war und an die glauben mochte, wer wollte (und von denen André Gide sagte, dass sie Prousts literarisches Urteil mehr diskreditiert als dem Ruhm der Umschmeichelten genützt hätten<sup>3</sup>). Aber Proust geht diesmal noch einen Schritt weiter, indem er Elisabeth de Clermont-Tonnerre nämlich nahelegt, diesen Brief, dieses »kostbare« Blatt, gesondert zu publi-

1 Siehe Philip Kolb, *Correspondance de Marcel Proust*, Band XIX, Paris 1991, Brief Nr. 380.

2 Kolb XIX, Brief Nr. 382.

3 André Gide fällt dieses strenge Urteil über Prousts Briefe an die Dichterin Anna de Noailles und fährt fort: »Weiter kann man die Schmeichelei nicht treiben. Aber Proust wusste, dass Mme de N. eitel und kritikunfähig genug war, um zu hoffen, dass ihr das übertriebenste Lob nur als vollkommen verdient und aufrichtig erscheinen konnte. Er spielte mit ihr, wie er mit allen spielte ...« Vgl. André Gide, *Journal 1926-1950*, édition établie, présentée et annotée par Martine Sa-gaert, Paris 1997, Bd. II, S. 296f. Eintrag vom 28. Juli 1931.

zieren oder ihm doch zumindest einen Platz in einem ihrer nächsten Bücher einzuräumen, denn dieses Blatt sei – und was er nun sage, sei der Beleg dafür, dass ihm Schmeichelei fernliege – besser als alles, was sie bislang geschrieben habe. Und nun fällt ein so überraschender wie kurioser Satz: Es komme nämlich zuweilen vor, so Proust, dass »die Korrespondenz – wenn man weiß, dass der Briefpartner anspruchsvoll und wissbegierig ist – einem auf ganz natürliche Weise Dinge [eingebe], die man sonst nicht geschrieben hätte«. Mit anderen Worten (und das meint Proust hier wohl): beim Briefeschreiben kommt man, ist der Adressat nur schwierig genug (das wäre in diesem Falle Proust selbst), unwillkürlich auf Formulierungen, auf die man willentlich sonst nicht gekommen wäre. Auch wenn es sich dabei, wie Proust präzisiert, um einen Ausnahmefall handelt, so ist dies doch eine bemerkenswerte Formulierung aus der Feder eines so stillbewussten Autors wie Proust. Sollte das Schriftgenre Brief, in Anlehnung an die »mémoire involontaire«, etwa die Möglichkeit einer »écriture involontaire« in sich bergen?

Jedenfalls lädt auch diese scheinbar nur beiläufige Bemerkung zu einer aufmerksamen Lektüre der Proust'schen Korrespondenz ein, die sich, anders als es ein über lange Zeit sich hartnäckig haltendes Gerücht besagt (und so auch Samuel Beckett, der schon 1931 in den Briefen nichts anderes als »Altweibergeschwätz« sehen wollte<sup>4</sup>), als eine wahre Schatztruhe an literarischen Aperçus und Kabinettstücken, soziologischen und politischen Beobachtungen, Einblicken in den Literaturbetrieb und in die Entstehungsgeschichte des Werkes und, ja natürlich, zuweilen auch Gerede erweist – wobei aber auch an Letzterem oftmals weniger das »Was« interessiert als das »Wie«.

Aber kommen wir noch einmal auf den Briefwechsel mit Elisabeth de Clermont-Tonnerre zurück: Ein so »kostbares und vollkommenes Blatt« sei eine Seltenheit, Madame la Duchesse möge gut darauf achten, weswegen er es für sie aufbewahre und ihr jederzeit restituieren

4 So im Vorwort zu seinem 1931 in New York erstmals auf Englisch erschienenen Essay *Marcel Proust* (dt. von Marlis und Paul Pörtner, Zürich 1960, S. 7: »Dieses Buch handelt weder von dem legendären Leben und Sterben Marcel Prousts, noch von dem geschwätzigen alten Weib der Briefe ...«).

wolle. Und gleich zu Anfang Januar 1921, womöglich gar am Neujahrstag, also wiederum nur zwei Tage später, meldet sich Proust erneut bei ihr und schickt, wie versprochen, den »Watteau«-Brief mit folgenden Worten zurück: »Gestatten Sie mir, indem ich Ihnen den Brief zurückschicke, den Wunsch zu äußern, dass Sie den meinen vernichten [...]; weniger der zahlreichen Herzöge wegen [auf die er in seinem Brief an Elisabeth de Clermont-Tonnerre angespielt hatte, Anm. d. Hrsg.] als aus einem anderen Grund (den ich öffentlich zu Anfang von *Swann* erläutern werde) bestehe ich unbedingt darauf, dass keiner meiner Briefe aufbewahrt, geschweige denn publiziert wird«. <sup>5</sup> Nach der versprochenen Begründung sucht man vergeblich: *Du côté de chez Swann* lag schon seit 1913 vor (und seit 1919 in der leicht revidierten Ausgabe bei Gallimard) und enthält keine derartige Erläuterung. Aber selbst wenn Proust, wie er es zuweilen tat, den Kurztitel *Swann* als *pars pro toto* für die ganze *Suche nach der verlorenen Zeit* gebrauchte, deren einzelne Bände, sehr zu seiner Verzweiflung, nur sehr zögerlich in den Jahren nach 1919 erschienen, und wir also in den nach dem Januar 1921 erschienenen Bänden nachschlagen, finden wir die Begründung nicht. Wir können sie nur ahnen. Die Tatsache jedenfalls, dass, wie Proust gegenüber Elisabeth de Clermont-Tonnerre konzidiert, Briefe kleine Diamanten an Literatur enthalten können, spricht in seinen Augen offenbar nicht für den konservierenden Erhalt der eigenen Briefe (die voller solcher Diamanten, zuweilen Rohdiamanten, sind). Für ihn zählt einzig, was er davon für würdig befand ins Werk übernommen zu werden. In ähnlicher Weise lehnte Proust es übrigens auch ab, für gutes Geld (und dessen war er in den Jahren nach dem Krieg durchaus bedürftig) seine Manuskripte zu verkaufen. Der Sammler und Modeschöpfer Jacques Doucet hatte ihm im Mai 1922 über seinen Verleger Gaston Gallimard 7000 Francs (heute etwa 25.000 bis 30.000 €) für das Manuskript und die handschriftlich annotierten Korrekturbögen von *Sodome et Gomorrhe* angeboten, wenige Monate später legten die Freunde Sydney und Violet Schiff nach. Vergeblich. Als Proust hörte, dass Doucet seine Sammlung dem Staat vermachen wolle, stand sein Entschluss fest: Ebenso

---

<sup>5</sup> Kolb XX, Brief Nr. 1, hier Brief Nr. 493.

wenig, wie er wollte, dass eines Tages Unbefugte seine Briefe lesen könnten, wünschte er, dass dereinst Literaturwissenschaftler in seinen Manuskripten herumschnüffelten, sich in seiner Werkstatt umschaute. Nur der endgültige Text sollte zählen. Und seine treue Haushälterin Céleste Albaret weiß in ihren Memoiren zu berichten, dass Proust sich gar nach juristischen Möglichkeiten umtat, ein posthumes Publikationsverbot über seine Korrespondenz zu verhängen.<sup>6</sup>

Anderthalb Jahre nach dem Brief an Elisabeth de Clermont-Tonnerre, am 21. oder 22. Juni 1922, schreibt Proust, abermals recht ungehalten über den schleppenden Fortgang der Publikation seiner einzelnen Romanteile, ungehalten auch über fehlerhafte Druckfahnen (woran er selbst einige Schuld trug) und über ausbleibende Antworten auf dringende, den Roman betreffende Fragen, an seinen Lektor Jacques Rivière: »[...] da Sie häufig nützliche Papiere verlieren, schädliche aber in Ihrer Reichweite aufzubewahren pflegen, bitte ich Sie untertänigst, diesen Brief zu *verbrennen* [Hervorhebung durch Marcel Proust] (und nicht zu zerreißen)...«<sup>7</sup> Diese Aufforderung, formuliert nur wenige Monate vor seinem Tod – Proust stirbt am 18. November 1922 –, klingt fast schon wie ein Vermächtnis.<sup>8</sup> In der nicht ganz unberechtigten Sorge oder Ahnung, dass man seinen »nützlichen Papieren« – seinem großen Roman *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* – womöglich weniger Interesse entgegenbringen könnte als den »schädlichen« – seinen Briefen – oder dass man die »nützlichen« im Lichte der »schädlichen« lesen könnte, kurz: dass die Beschäftigung mit seiner Person, wie sie in den Briefen hervortritt, die Beschäftigung mit seinem Werk beeinflussen oder gar überlagern könnte, bemühte Proust sich gegen Ende seines Lebens, als er ahnte, dass seinem Werk (und also ihm) einige Bedeutung zugemessen werden würde, um entsprechende Vorkehrungen. Das scheint nur konsequent, steht Prousts

6 Céleste Albaret, *Monsieur Proust: Souvenirs recueillis par Georges Belmont*, Paris 1973, S. 245f. Deutsch Frankfurt a.M. 2004. Proust soll demnach den Freund und Theaterautor Henry Bernstein, den Bankier Horace Finaly und den Rechtsanwalt Emile Straus konsultiert haben.

7 Kolb XXI, Brief Nr. 231, hier Brief Nr. 551.

8 Siehe zum Folgenden auch Jürgen Ritte/Reiner Speck, »Je hais les correspondances«, Vorwort zu dies. (Hrsg.), »*Cher ami ... Votre Marcel Proust.*« *Marcel Proust im Spiegel seiner Korrespondenz*, Köln 2009, S. 13-19.

Haltung doch in der logischen Folge seiner damals bald anderthalb Jahrzehnte zurückliegenden Auseinandersetzung und Abrechnung mit Charles-Augustin Sainte-Beuve, dem großen französischen Literaturkritiker und -theoretiker des 19. Jahrhunderts, der, ähnlich wie andere positivistische Milieutheoretiker vom Schlage eines Hippolyte Taine, die Methode des »L'Homme et l'œuvre« popularisiert hatte, eine soziologische Methode, die das Werk aus der Biographie des Autors heraus erklärt. Außerdem war Proust gerade in dieser Hinsicht ein gebranntes Kind: Der Ruf, ein Snob und Müßiggänger zu sein, ein Autor von Liebhaberliteratur für mondäne Salons und aristokratische Damen, hatte sich, bei aller Anerkennung, noch nicht ganz verloren und ein knappes Jahrzehnt zuvor noch, 1912/1913, unter anderem für die Ablehnung des Manuskripts von *Du côté de chez Swann* durch den Verlag der *Nouvelle Revue Française* gesorgt. Proust hatte schließlich, wie bekannt, den ersten Band dessen, was in den nachfolgenden Jahren zur *Suche nach der verlorenen Zeit* anwachsen sollte, auf eigene Kosten im Verlag von Bernard Grasset drucken lassen müssen.

Der späte Ruhm lässt Proust also mit Schrecken auf die ungeheure Masse an Briefen schauen, mit der er fast vier Jahrzehnte lang seine engere und weitere Umgebung bedacht hat. »Sie werden sehen, Céleste«, soll er gesagt haben, »kaum dass ich tot bin, werden alle meine Briefe veröffentlichen. Ich habe einen Fehler gemacht, ich habe zu viel geschrieben, viel zu viel. Krank wie ich bin und immer war, hatte ich keinen anderen Kontakt mit der Außenwelt als schreibend. Das hätte ich niemals tun sollen.«<sup>9</sup>

Und in der Tat: Proust war kaum beerdigt, da setzte schon der Handel mit seinen Briefen ein, und die ersten Publikationen ließen nicht lange auf sich warten. 1923 kamen in Paris 120 Briefe an den zwei Jahre zuvor verstorbenen Robert de Montesquiou unter den Hammer, 1925 veröffentlichte ausgerechnet Elisabeth de Clermont-Tonnerre erste Briefe in ihrem Erinnerungsbuch *Robert de Montesquiou et Marcel Proust*, ein weiteres Jahr später, 1926, ist der Damm endgültig gebrochen: Der Jugendfreund Robert Dreyfus legt gleich

---

9 Céleste Albaret, *Monsieur Proust ...*, loc. cit., S. 243.

zwei Bücher mit Proustbriefen vor (*Marcel Proust à dix-sept ans* und *Souvenirs sur Marcel Proust*), gefolgt, 1928, von einem anderen intimen Freund, Lucien Daudet (*Autour de soixante lettres de Marcel Proust*) sowie einigen mehr oder weniger adeligen Damen aus Prousts Umkreis: Marthe Bibesco (*Au Bal avec Marcel Proust*), Marie Scheikévitch (mit der prachtvollen Ausgabe der *Lettres à Madame Scheikévitch*) oder etwa, glücklich vereint im selben Band, die beiden Schauspielerinnen (und »Kokotten«) Laure Hayman und Louisa de Mornand (*Lettres et vers à Mesdames Laure Hayman et Louisa de Mornand*), welche beide noch im selben Jahr »ihre« Proustbriefe im Pariser Auktionshaus Drouot in klingende Münze verwandeln. Wobei Louisa de Mornand als zusätzlichen Kaufanreiz das Gerücht gestreut hatte, sie sei Prousts Geliebte gewesen.

*Je hais les correspondances*, »Ich hasse Korrespondenzen«, hatte Proust, als ob er all dies damals schon vorausgeahnt hätte, im Mai oder Juni 1916 an seinen Freund Lucien Daudet geschrieben. Ausgerechnet an Lucien Daudet, der Hunderte, zum Teil bis heute nicht bekannte Briefe von ihm erhalten hat. Und auch Prousts Randbemerkung zu Gustave Flauberts Korrespondenz in seinem so nachhaltigen wie profunden Aufsatz »À propos du style de Flaubert« in der *Nouvelle Revue Française* vom 1. Januar 1920 wirkt in unserem Zusammenhang wie ein Hinweis in eigener Sache. Dort schreibt er: »Was allerdings bei einem solchen Meister erstaunt, das ist die Mediokrität seiner Korrespondenz.«

Prousts gespaltenes, ambivalentes Verhältnis zum Brief hat vor allem mit der Furcht vor Indiskretionen zu tun, mit der – nicht unberechtigten – Furcht davor, dass die Kunstfigur Marcel mit dem realen Proust dereinst verwechselt, kontaminiert werden könnte. Sie hat auch damit zu tun, dass er das Briefeschreiben immer mehr als eine Zumutung empfand (»Ich bin äußerst krank, bin mit 800 Briefen im Verzug«, klagt er im Januar 1920, kurz nachdem er den Prix Goncourt erhalten hat, in einem Brief an den Kritiker Louis-Martin Chauffier<sup>10</sup>), die ihn von der eigentlichen Arbeit abhielt.

<sup>10</sup> Kolb XIX; Brief Nr. 25, hier Brief Nr. 473.

Und doch: Proust war zeit seines Lebens ein ungeheuer produktiver Briefeschreiber. Philip Kolb, der ungefähr 4500 Briefe aus der Feder Prousts zusammentragen konnte, ist 1992 im Alter von 85 Jahren mit der resignierten Vermutung von uns gegangen, dass er vielleicht nur den zwanzigsten Teil der Korrespondenz erfasst habe. Das mag übertrieben klingen, vermittelt aber die durchaus realistische Vorstellung, dass wir wohl nur die Spitze eines Eisbergs zu sehen bekommen. Seit Abschluss von Philip Kolbs einundzwanzigbändiger Briefedition (posthum im Jahre 1993) sind immer wieder neue Briefe bei Auktionen, Autographenhändlern, Erben, Nachlassverwaltern aufgetaucht. Proust pflegte ein sehr pragmatisches, utilitäres Verhältnis zur Gattung Brief. Seine Briefe sind denn auch, wie Karin Westerwelle vor einigen Jahren festhielt, »keine Kunst- oder Literaturbriefe«<sup>11</sup>, zumindest nicht in ihrer großen Mehrheit und vor allem nicht intentional. Weswegen man sich noch lange nicht dem barschen und etwas oberflächlichen Urteil von Walter Boehlich anschließen muss, der als erster deutscher Herausgeber Proust'scher Briefe diese, gemessen am Romanwerk, für »in der Regel beiläufig, wo nicht wertlos, oft sogar abstoßend«<sup>12</sup> befand. Nun, am Romanwerk hätte Proust selbst seine Korrespondenz niemals messen wollen. Anders als sein etwas älterer Zeitgenosse André Gide, der sich zuweilen ärgerte, wenn er von einem Brief, der ihm besonders gelungen erschien, keine Kopie fürs private Archiv angefertigt hatte, schielte der Briefschreiber Proust niemals auf den Dritten im Bunde, die Nachwelt, und er führte, ebenfalls im Unterschied zu Gide, anders auch als seine jüngeren Freunde Paul Morand oder Jean Cocteau, anders als die meisten Autoren, kein Tagebuch – ein literarisches Genre, das man auch als langen Brief an die Nachwelt ansehen kann.

Aber gerade das, die Abwesenheit eines impliziten Mitlesers, macht Prousts Korrespondenz so interessant. Sie ist, bis hin in ihre zahlreichen Stilregister, die Proust, je nach Adressat, je nach verfolgter Ab-

---

11 Karin Westerwelle, »Le langage intérieur suivi par la plume«, Vorwort zu: dies. (Hrsg.), *Marcel Proust und die Korrespondenz*, Vierzehnte Publikation der Marcel Proust Gesellschaft, Berlin 2010, S. 9.

12 Nachwort zu Marcel Proust, *Briefe zum Werk*. Ausgewählt und herausgegeben von Walter Boehlich, Frankfurt a. M. 1964, S. 499.

sicht, so virtuos zu ziehen wusste, der direkte, der »authentische« Ausdruck dessen, was ihn bewegt: Ärger mit dem Verleger, Geldnöte, amouröse wie politische Affären. Und dazwischen immer wieder Glanzlichter an Humor und Selbstironie, kleine literarische Miniaturen für Freunde wie Reynaldo Hahn, aufrichtige Teilnahme an Kummer und Leid anderer, Sorge (in den Kriegsjahren) um das Schicksal derer, die an der Front stehen, präzise Auskunftsgesuche im Hinblick auf die Dokumentation für seinen Roman usw. – Für Proust, der immer wieder lange (und mit dem Alter zunehmend längere) Phasen der Bettlägerigkeit durchlebte – es kam vor, dass er mit »Marcel Proust, toujours au lit« [Marcel Proust, stets (oder immer noch) im Bett] firmierte –, ist der Brief das Kommunikationsmittel schlechthin. Er verfügte zwar am boulevard Haussmann kurzzeitig über einen Telefonanschluss (Nr. 29205), widmete der Magie des Telefons, das in der Dissoziation von Körper und Stimme eine gesteigerte Form der Präsenz (Intensität der Stimme) und Absenz (Immaterialität des geliebten Wesens) zugleich ist, eindruckliche Seiten in der *Recherche*, aber in der Regel ließ er telefonieren, griff nicht selbst zum Hörer. Der Brief hingegen nahm für ihn den Platz ein, den im heutigen elektronischen Datenverkehr die E-Mail einnimmt: Nicht weniger als drei Briefzustellungen pro Tag bot die Pariser Post zu Prousts Zeiten. Hinzu kam der »petit bleu«, der Rohrpostbrief, den Céleste an der nächsten Annahmestelle aufgeben und der nahezu in Echtzeit am anderen Ende der Stadt in Empfang genommen werden konnte (das System existierte bis in die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts) und, natürlich, den privaten Boten, den man mit einem Brief in der Tasche quer durch Paris schickte. Man konnte sich mithin mehrmals am *selben* Tag schriftlich austauschen, alles andere galt schon als eine empfindliche Störung. So schrieb Proust etwa am 5. Juni 1913 an Madame Edwards, die künftige Misia Sert: »Leider ist Ihr vom Mittwoch datierter Brief erst am heutigen Donnerstag angekommen ...«<sup>13</sup> Glückliche Zeiten für Briefeschreiber! Andererseits wird dadurch, wie oben im Brief an Elisabeth de Clermont-Tonnerre gesehen, das Medium Brief selbst immer wieder zum Thema. Angefangen bei der

<sup>13</sup> Kolb XXI, Brief Nr. 485, hier Brief Nr. 331.

Schrift: An Constantin de Brancovan schreibt Proust am 19. August 1899: »Soeben habe ich diesen bezaubernden und unleserlichen Brief erhalten [...] Sie sind der Mallarmé der Schrift. Im Grunde handelt es sich dabei um eine zusätzliche Nettigkeit, denn so sorgen Sie dafür, dass ich mehr Zeit mit Ihrem Brief verbringe, als wenn er leicht zu lesen wäre. Da ein Brief wie ein Besuch ist, ist ein schwer entzifferbarer Brief wie ein langer Besuch.«<sup>14</sup> Oder, Jahre später, an Emmanuel Berl: »Ich will Ihnen [...] sagen, dass ich heute Morgen einen Brief von Ihnen erhalten habe, der mir das größte Vergnügen bereitet hat, denn ich habe darin die mysteriösen Arabesken wiedererkannt, die Sie ironischerweise als Ihre Schrift bezeichnen. Aber dieses Mal habe ich [...] *kein einziges Wort* entziffern können ...«<sup>15</sup> Der Vorwurf der Unleserlichkeit fiel aber nicht zuletzt auch auf Proust selbst zurück, wie er sehr wohl wusste: »Montesquiou sagt, Paläographen werden 3 Jahre brauchen, um ein paar Zeilen meiner Briefe zu entziffern.«<sup>16</sup>

Die Unleserlichkeit und zuweilen auch Fehlerhaftigkeit der Handschrift (sowohl in der Korrespondenz wie in den Romanmanuskripten) – Gide behauptete, aber da spielte wohl auch Autorneid eine gewisse Rolle, Proust schreibe ohnehin, wie es ihm aus der Feder fließe, da verstehe er dessen Aufregung um ein paar Druckfehler in der *Recherche* nicht<sup>17</sup> – mag man als eine weitere Maßnahme Marcel Prousts zum Schutz seiner Privatsphäre und seiner Werkstatt vor indiskreten Blicken (über)interpretieren. Wenn wir, die Früchte der Arbeit des großen Philip Kolb genießend, heute doch die Korrespondenz lesen und diese – endlich – ernst nehmen, dann nicht, weil wir uns über Prousts Vorsichtsmaßnahmen, über den von ihm angelegten »cordon sanitaire« der strikten Trennung von Mensch und Werk, einfach hinwegsetzen, sondern, im Gegenteil, weil wir von ihm gelernt haben, die Dinge sauber auseinanderzuhalten. Proust ist nicht Marcel, er mag

14 Kolb II, Brief Nr. 200, hier Brief Nr. 102.

15 Kolb XVIII, Nr. 506, hier Brief Nr. 462.

16 So im Postskriptum zu einem Brief an Louis de Robert kurz nach dem 24. Dezember 1912. (Kolb XI, Brief Nr. 316; hier Brief Nr. 166).

17 André Gide, *Journal ...*, loc. cit., S. 295, Eintrag vom 19. Juli 1931.

seinem mutterfixierten Helden noch so viele Züge seiner selbst geliehen haben. Und das reale Illiers in der Nähe des südwestlich von Paris gelegenen Chartres ist nicht das fiktive Combray (das Proust übrigens für die Neuausgabe von *Du côté de chez Swann* in die Nähe der Weltkriegsschauplätze im Nordosten von Paris verlagerte), auch wenn diese hübsche alte Ortschaft in der Beauce, aus der die Familie von Prousts Vater Adrien stammt, heute so heißt (aber da prägt eben, *justement*, die Kunst das Leben – und nicht umgekehrt). Was wir in dieser erstaunlichen Korrespondenz erleben, das ist ein Autor, der sich bis zum letzten Atemzug in langen und aufreibenden Briefen an seinen Verleger, an seinen Lektor, an Kritiker, an Zeitschriftenherausgeber um jede einzelne Zeile seines Werkes schlägt. Wir erleben auch einen politisch engagierten und interessierten Schriftsteller, der schon in jungen Jahren, trotz aller »Mondänität«, die man ihm nachsagt und zu der er auch fähig ist, ein überraschendes Maß an Zivilcourage zeigt. Dieser nämlich bedurfte es, als Proust sich, gerade einmal als Autor von *Les plaisirs et les jours* höchst ephemere und peripher in Erscheinung getreten (von 1500 Exemplaren der Startauflage lagen 1919 noch knapp 1200 beim Buchbinder), für die Revision des Prozesses gegen den zu Unrecht verurteilten jüdischen Hauptmann Alfred Dreyfus einsetzte. Im nationalistisch, revanchistisch und antisemitisch aufgeheizten Ambiente des französischen Fin de Siècle, wo beinahe die gesamte Presse *gegen* Dreyfus schrieb, wo die aristokratischen und große Teile der bürgerlichen Salons, in denen Proust verkehrte bzw. verkehren wollte, ebenfalls »Antidreyfusards« waren und wo, mit Anatole France, nur ein einziges der vierzig »ewigen« Mitglieder der Académie française sich *für* Dreyfus einsetzte, brauchte man Mut und die Bereitschaft zum Risiko, sich gesellschaftlich unmöglich zu machen, wenn man, wie der junge, damals unbedeutende Proust, zu den ersten Unterzeichnern der ersten Petition für Dreyfus gehörte und damit anschließend als »Intellektueller« beschimpft wurde – ein Ehrentitel, auf den Proust niemals Anspruch erhoben hat. Es bedurfte desselben Mutes, als Proust sich für eine Petition zugunsten des Colonels Picquart stark machte, des ersten Militärs, der sich von Dreyfus' Unschuld überzeugt hatte (und dies mit Haft und Entlassung aus der Armee büßte – so wie Emile Zola, Autor des berühmten Pamphlets

»J'accuse«, sein Engagement ein Jahr Exil in England einbrachte). Mut bewies Proust auch gegenüber Persönlichkeiten, die er hofierte, wie etwa den Comte Robert de Montesquiou, dem er schriftlich gab, dass er, so sehr er ihn auch bewundere und seine Unterhaltung schätze, ja suche, seine Ansichten über die Juden nicht teile, nicht zuletzt seiner eigenen, Prousts, Mutter wegen, die Jüdin sei. Mut und Unabhängigkeit im Urteil bewies Proust darüber hinaus mit seinem nicht nur in der Korrespondenz belegten kulturpolitischen Engagement für die »gemordeten« Kathedralen Frankreichs, als er sich einem Lager anschloss, in dem man ihn nicht vermutet hätte: dem Lager der Gegner des Gesetzes zur Trennung von Staat und Kirche, die zu einem der Grundpfeiler der laizistischen Identität des Landes werden sollte. Proust hatte dann, als er im Jahre 1919 seinen *Figaro*-Artikel vom 16. August 1904 (eine dezidierte Stellungnahme gegen den Gesetzesentwurf) in die Sammlung *Pastiches et Mélanges* aufnahm, auch den Mut und das Format, einzugestehen, dass er die Auswirkungen des Gesetzes auf den Erhalt der geliebten Kathedralen überschätzt hatte. Und schließlich, aber nicht endlich: Eine differenzierte, kritische Haltung nimmt er auch ein, als der Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu immer neuen Eruptionen von exaltiertem Patriotismus und Chauvinismus führt. Er liest sieben Zeitungen täglich und entwickelt in seiner Korrespondenz (und gleichzeitig in der *Recherche*, an der er während der Kriegsjahre weiterschreibt) eine Frühform von Medienkritik, die zuweilen an Karl Kraus erinnert. An Louis d'Albufera, den Freund, der ihm politisch nicht unbedingt nahestand, schreibt er gar Anfang März 1915: »Ich glaube, dass die deutschen Verbrechen zu sehr verallgemeinert werden ...«<sup>18</sup> Und das nach der deutschen Verletzung der belgischen Neutralität und dem Bombardement der Kathedrale von Reims! Auch damit ging er ein Risiko ein: Pazifisten und des Einvernehmens mit dem Feind verdächtige Personen riskierten Haftstrafen.

Wir erleben in den Briefen (auch) einen oftmals brillanten Geschichten- und Anekdotenerzähler, der schon in ganz jungen Jahren den

---

<sup>18</sup> Kolb XIV, Brief Nr. 32, hier Brief Nr. 401.

Blick fürs skurrile Detail entwickelt und dem die entsprechende Sprache dafür zur Verfügung steht (oder die er sich, qua Pastiche, einfach ausleiht). Luc Fraisse, einer der wenigen intensiven Leser der Korrespondenz, spricht gar von »archäologischen Bausteinen«<sup>19</sup> für die *Recherche* in den Briefen. Und in der Tat: Einzelne Anekdoten, Witze, Bonmots, Formulierungen, Metaphern, Gedanken, die wir aus der *Recherche* kennen, tauchen zum Teil sehr früh und immer wieder in der Korrespondenz auf. Offenbar hat Proust hier, ganz adressatenspezifisch, ganz auf den einen konkreten Leser ausgerichtet – und Lesertypologien spielen ja eine wichtige Rolle in der *Recherche* wie auch in dem vorangehenden, aber aufgegebenen Projekt *Contre Sainte-Beuve* –, Sätze, Bilder, Fabeln in ihrer Wirkung und ihrer verschriftlichten Form ausprobiert. Die Korrespondenz ist somit auch ein veritables Laboratorium für den Roman *avant la lettre*, d. h., noch bevor in Prousts Kopf ab Ende 1907/Anfang 1908 der Plan für sein opus magnum langsam Gestalt annahm. Und dieses Laboratorium wird Proust, der ab 1914 zunächst kriegsbedingt, dann aufgrund verlegerischer Langsamkeit, immer weiterschreibt, erst mit seinem letzten Atemzug schließen. Sie, die Korrespondenz, ist auch ein eminent wichtiges, unverzichtbares Dokument für jeden, der die äußerst komplexe Publikationsgeschichte der *Recherche* nachvollziehen will. Ohne die Korrespondenz, auch dies ist eine vergleichsweise späte Erkenntnis der Proustforschung, lässt sich schwerlich eine halbwegs verlässliche Edition der *Suche nach der verlorenen Zeit* herstellen.

Und ja, auch der berüchtigte schwatzhafte Proust ist in der Korrespondenz präsent, fast schon wie eine Gestalt aus seinem eigenen Roman. Aber auch hier gilt es zu kontextualisieren und den dokumentarischen Wert abzuschätzen. Vieles daran ist »reiner« Proust, vieles aber auch Photographie, Radiographie gesellschaftlichen Umgangs- und gesellschaftlicher Umgangsformen in den Salons zu Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Und manches daran ist äußerst überraschend, so der inzwischen berühmte, erst Anfang

<sup>19</sup> Luc Fraisse, »Prousts Korrespondenz und die virtuelle Genese des Werks: Renoir und der Augenarzt«, in: Karin Westerwelle (Hrsg.), *Marcel Proust und die Korrespondenz*, loc. cit., S. 186.

der 1990er Jahre (genauer: am 20. Mai 1992) im Rahmen des Verkaufs der Bibliothèque Jacques Guérin zur Auktion gekommene Brief des noch nicht siebzehnjährigen Proust an den Großvater über einen missglückten Bordellbesuch (hier Brief Nr. 10). Offenbar wurde in Familien des gehobenen Bürgertums sehr offen (oder sollte dies nur in Arztfamilien der Fall gewesen sein?) über Sexualität gesprochen, über Masturbation und wie diesem »Übel« abzuhelfen sei. Dieselbe Offenheit erscheint dann auch in den Briefen des Schülers Proust an seine Klassenkameraden, insbesondere an Jacques Bizet, in den er sich verliebt hat, oder an Daniel Halévy (dem er ebenfalls zugetan war). Beiden gegenüber sucht er die Praxis gemeinsamen Masturbierens oder den Austausch von Zärtlichkeiten unter jugendlichen Männern zu rechtfertigen, indem er sich ausdrücklich dagegen verwahrt, ein »pédéraste« zu sein (wobei dieser Begriff in Prousts Sprachgebrauch, aber auch in Frankreich generell, wo der Begriff der »Homosexualität« erst im Zuge der Eulenburg-Affäre ab 1907/1908 langsam heimisch wird, lange Zeit als Synonym für gleichgeschlechtliche männliche Liebe gilt). Gewiss, Proust neigt zu exaltierten Zuständen. »Der arme Proust ist vollkommen wahnsinnig – man schaue sich nur diesen Brief an [...] Dieser Wahnsinnige hat großes Talent ...«, schreibt der Schulkamerad (und späterhin Mitsstreiter in der Dreyfus-Affäre) Daniel Halévy am 14. Juni 1888 in sein Tagebuch, nachdem er Kenntnis von Prousts verzweifelter Brief an Jacques Bizet genommen hat (hier Brief Nr. 14). Und auch später noch, als über Dreißigjähriger, gerät Proust in Jungmädchenzustände, wenn er sich wieder einmal unsterblich und zwangsläufig unglücklich verliebt (etwa in Bertrand de Fénelon) und gemeinsame Freunde (Antoine Bibesco) mit Boten- und Spionagediensten betraut. Bei alledem bleibt Proust zwar eher diskret (bestimmte »Geheimwörter« in der Korrespondenz mit Reynaldo Hahn und später Lucien Daudet sind indes vergleichsweise durchsichtig), aber niemals, anders als einige seiner frühen Übersetzer, prüde. Im Gegenteil: Er amüsiert sich königlich, wie etwa in einem Brief an Robert de Montesquiou vom April 1912, wenn eine dezente Floristin »aubépins« anbietet anstatt richtig »aubépines« (Weißdorn), weil sie das vulgärsprachliche »pine« (für Penis) vermeiden will.